

Fest-Vortrag von der
Gesellschaft für deutsche Sprache
in Kassel, 1949

Die Heiligkeit unserer Muttersprache

Von Heinrich Zillich

13

Meine Damen und Herren

als ich gebeten wurde, bei Ihrer Zusammenkunft zu sprechen, da folgte ich der Einladung gern und dankbar. Kaum hatte ich aber die Heiligkeit unserer Muttersprache zum Gegenstand meines Vortrags gewählt, überfielen mich Scheu und Beklemmung vor dem Wagnis, in diesen Bereich einzudringen, über den durch die Jahrhunderte hin viele unsterbliche Geister Gültiges ausgesagt haben. Angesichts einer solchen Vorgängerschaft wäre es töricht zu behaupten, man könne wirklich neue Erkenntnisse und Einsichten denen hinzufügen, die früher gewonnen wurden.

Allein, das darf uns nicht abhalten, die Sprache immer wieder als das Wunder zu bestaunen, das uns über das stumme und taggebundene Dahinleben emporträgt, unserem Bewußtsein Form und ~~den~~ vergänglichen Gefühlen Gestalt verleiht. Wenn dieser Vorgang wunderbar ist, muß doch jede Zeit, in anderer Weise als die verflossenen, ihre Unfähigkeit erkennen und beklagen, sich der eigenen Sprache so vollkommen hinzugeben, daß deren Macht sich ihr ganz gewährt. Auch unserer Gegenwart tut hier Besinnung not. Das Heilige und Große tritt nur in aufgeschlossene Herzen ein. Kein Tauber hört den Klang, kein Blinder sieht die Sonne.

Ein rohes Verhältnis zur Sprache vereitelt wissenschaftliche

Tätigkeit durchaus nicht auf allen Gebieten, ebenso wenig das Zustandekommen von Erfindungen oder ein geschicktes Handwerk, wohl aber verhindert es die tiefere Schau und schnürt uns ab von Kräften, aus denen das Menschentum seinen Rang empfängt. Erst die wesenhafte Sprache spannt Brücken zu den Geheimnissen des Daseins. Zwar verspürt mancher das Göttliche unmittelbar im Schauer der Wortlosigkeit, doch die Entrückung treibt nachher nicht bloß Seher und Dichter, in Zungen zu reden, denn Gott will sich verkünden durch das Wort.

Ein Menschenleben ist zu kurz, die Sprache in all ihrer Fülle zu erfahren oder gar zu ergreifen; es ist lang genug, sich darum heiß zu bemühen und dafür unendlich belohnt zu werden. Meist freilich begnügen wir uns mit ~~Bruchstücken~~ Bruchteilen des Wortschatzes und der Ausdrucksmöglichkeiten, die verschwenderisch angeboten sind; wir verflachen, indem wir uns auf das Kauderwelsch des Alltags beschränken, und darben wie Bettler, während wir einen Reichtum zu verprassen hätten, der ewig vorhält. So vermindern wir unser ohnehin begrenztes Dasein. Sie aber, die Sprache, das völkerschaffende lebendige Wesen, hat Dauer. Sie war vor uns da und wird nach uns sein. Weder der einzelne Mensch, noch ein Jahrtausend schöpfen sie aus. Die Zeiten fluten unter ihr durch und fassen von ihr in unangebrachter Bescheidenheit das flink Erhaschbare, um sich daraus einen für etliche Jahrzehnte reichenden Ersatz zurechtzukneten, sie indessen wipfelt wie ein Wald über dem dahinkriechenden Gesträuch sich ablösender Zeitsprachen.

Gewiß trägt jeder Tag auch ihr Neues zu. Sobald sie es aufnimmt, wird es zum natürlichen Trieb am Gezweig, der ihrem Wachstumswillen folgt und nicht der Willkür der Zeiten. Darin äußert sich ihr schlechthin Göttliches, daß sie allen Läuften und jeglichen Menschen gestattet,

eine Handvoll Wörter von ihren Ästen zu reißen und damit einen kurzen, meist nichtigen Erdenwandel zu fristen, aber sie verwirft, was ihr von außenher angeheftet wird, wenn es ihrem Geiste widerspricht. Sie wächst, wie sie will. Sie ändert sich wohl im Ablauf der Epochen, wie Bäume unter dem Einfluß der Witterung jährlich andere Ringe ansetzen. Ihrer Art bleibt sie dennoch treu, solange ~~die~~ Seele des Volkes, die sie ja selbst geschaffen hat, nicht verdirbt. Sie gleicht der Mutter, die hundert Verfehlungen der Kinder für nichts achtet, ruhigen Sinns, weil sie weiß, daß die Sündigen zurückkehren, um an ihrem Wesen das eigene zu kräftigen. Doch jede Mutter verdorrt, wenn der Kinder Art und Herz sich endgültig aufgibt. Dann stirbt auch die Sprache hin, als atmete sie Gift ein. In langsamem Siechtum verfällt sie, immer wieder aufgehalten vom ungeheuren Trotz, sich zu behaupten, bis sie zuletzt in wüster Vermischung mit anderen Sprachen erlischt. Der Bastard, der dabei gezeugt wird, mag allmählich zu neuen gültigen Formen finden - die eigenwüchsig große, verschwundene Sprache strahlt hierauf nur noch in jenen höchsten Ernten ihrer Dichtungen fort, die in die Scheuer der Menschheit eingeführt länger bestehen als sie selbst im Munde der Menschen und länger als Völker und Kulturen, weil sich das gewaltige Wort wie Eichenholz mit dem Alter in Erz verwandelt.

Wir Deutschen, und nur wir allein von allen großen Völkern des Abendlandes, leben in einer Muttersprache, die nicht aus der Vermengung irgendwelcher abgestorbener Sprachen zurückblieb, als deren Völker sich kreuzten, sondern sie stammt aus eigener Wurzel und entbreitet sich daraus ohne Durchfremdung ihres Geistes bis zum heutigen Tag. Die adlige Reinheit des Ursprungs durchwaltet sie noch immer und verleiht ihr jene machtvolle Frische, die nur

der Unberührtheit eignet und die auch unser Volk, obschon es sich im Laufe einer stürmischen Geschichte nicht so unvermischt erhielt, davor bewahrte, die geheimnisvollen uralten Kräfte seiner Herkunft zu verlieren. Das Beste unseres Wesens liegt in dieser jungfräulichen Stärke der deutschen Sprache, die ungebrochen die Reife eines hohen Alters, Tiefe und vielgliedrige Fülle, mit der Geschmeidigkeit, Kühnheit und Süße, mit dem Wohllaut und Formenüberschwang ewiger Jugend verbindet und mit einer herrlichen Freiheit, da sie in äußeren Regeln nicht erstarrt ist und sich ihre Gesetze dem Sinn beweglich anpassen. Ohne Engherzigkeit duldet sie gelassen, daß ihr fremde Setzlinge zugleiten. Sie führt sie prüfend eine Weile mit, verleibt sie sich ein oder stößt sie ab. Sie verfährt dabei nicht anders als mit den Zutaten, die ihr die Zeit aus dem eigenen Volksmund anträgt.

Einer solchen Sprache gewürdigt zu sein, müssen wir als Gnade begreifen, die unser Schicksal vor der Trostlosigkeit schützt. Mehr als früher soll uns das heute beglücken! Was blieb uns denn übrig, die wir geschlagen und friedlos leben? Was haben wir noch, denen die Freiheit mangelt und die Ehre abgeschrien wurde, wir, deren Wohlstand voll unserer Not tägliches Brot Not und Lüge ist? Worin liegt unsere Sicherheit angesichts unartigen Kalküls gegenüber außer in der wehrlosen Erwartung drohendem neuen Entsetzens, das uns und die Welt vielleicht von der Gegenwart erlöst? Was eint uns noch außer der Hoffnung, unser Leid werde einmal mit Gottes Hilfe Berge versetzen und unsere Seelen so kristallen läutern, daß die Gewalt von uns läßt und sich die Niederträchtigkeit im eigenen Volksleib duckt? Was blieb wirklich? Was haben wir noch, deren Reich in Wüsten und Zellen zerteilt wurde, deren sich die Menschen in der Enge (pressen und die Lippen Unzähliger laut nur verfügte Gedanken nachzu-beten wagen? Was ist uns noch unantastbar zu eigen?

Eines allein: die Sprache! Niemand vermag sie uns zu rauben!
Sie nicht! Niemand!

Aber wir können sie verraten - auch sie!

Ihre Wurzeln reichen so tief zurück, daß sie im Schoße der Herkunft verdämmern. Wie Gott ist sie ständig um uns, und sie kann wie er verleugnet und vergessen werden; Gottesleugner aber stürzen ins sinnlose Nichts, und Sprachabtrünnige vertrocknen seelisch an fremden Krippen. Keine andere Sprache beschirmt und leitet uns so innig wie die mit der Muttermilch eingetrunkene. Freilich, es gibt Menschen genug, die das nicht spüren. Sie sind aus dem Erdreich gerissene Wesen, sprachlos, wenn auch redend, kümmerliche Spreu und ohne Ahnung ihres Verlustes.

Mir darf es in dieser Stunde nicht darauf ankommen, mich mit Forschern zu messen oder besondere Fragen aufzuwerfen, die uns das Wort und dessen Gesetze - immer aufregend und leidenschaftlicher Beachtung wert - in unabschätzbarer Menge bereithalten. Ich bin kein Gelehrter und Lehrmeister, ich diene der Sprache und hebe gequält und genötigt aus der Wortmasse, in der ausnahmslos alles Erdenkliche und Fühlbare seit Urbeginn auf Befreiung wartet, die vorgeformte Gestalt heraus; ein Schicksal ist es voll Mühe, jenseits des Beifalls, doch mit etlicher Erfüllung. So zu leben, nicht eigentlich vom Denken bestimmt und nicht vom Empfinden, sondern vom Anruf der beiden gestoßen, dann aber von der Sprache weitergeführt bis in die Wucht des sich klar enthüllenden Gedankens, des mächtig entlösten Gefühls und zu ihrer Gestaltung gezwungen, das ist - begreife es, wer es vermag - ein Leben auf der Spur der Wahrheit und - Gott sei es gedankt! frei vom Gerede der Zeit.

Ich lasse mich führen von der Sprache, die für uns denkt und für uns fühlt; in ihr finde ich den Zugang zu jedem Reichtum. In ihr erkenne ich die schöpferische Macht, die Völker und Kulturen bildete, und in ihr betreten wir alle den Weg hinaus zu Gott. Wie weit einer dabei vorschreitet, bestimmt nicht er; es wird ihm beschieden.

Ich habe dieses Selbstbekenntnis ablegen müssen, weil es mir angemessener ~~erscheint~~, auf solche Weise die geziemende Ehrfurcht vor der Sprache zu bekunden, als wenn ich versucht hätte, ihre Bedeutung in trockenen Feststellungen mühsam zu kennzeichnen. Ich habe dabei nur wiederholt, was zum Wissen und zur Seligkeit jedes Menschen gehört, der über den tagesläufigen Zweck der Sprache als eines Verständigungsmittels hinaus: in ihr das Wunder erkennt, das uns vom Tier unterscheidet und über uns selbst emporträgt!

~~Aber lassen Sie mich hierüber noch einiges sagen!~~

Man komme mir nicht mit dem Einwand, daß es schon die stumme Seele sei, die das Menschliche ausmache. Ihre Regungen würden ohne das Wort in sich gepreßt bleiben wie der Kern in der Schale; ~~sie~~ ^{sie} entfalten sich nur durch die Sprache, die der Mensch auch bei geschlossenem Mund zur Hilfe ruft; und ~~jetzt~~ ^{dann} erst sind sie wahrhaft gegenwärtig als hinaustretende Gestalten und Werte, nicht mehr bloß als innere Zuckungen; und jetzt dürfen wir die Seele auch in die höchste Stelle rücken, die ihr als der Flamme des Menschentums gebührt.

Versunkene Kulturen hinterlassen in Bauten und Bildwerken einen Abdruck ihres Wirkens. Was von all dem übrig blieb, sind Trümmer und Steine, an denen wir zu errahnen versuchen, was das

Wesen jener Epochen war. Wir tapen dabei solange in Vermutungen, bis zu ^{den} ~~zu~~ sichtbaren Zeugen der Vergangenheit deren eigenes Wort hinzutritt; ^{nun} ~~dann~~ erhellt sich plötzlich die versunkene Welt, weil sich ihr Herz auftut. Was wüßten wir von den Griechen ohne ihre Schriften? Wir würden an zerstörten Tempeln herumdeuten und uns dabei Vorstellungen machen, für die sich kein gültiger Beweis führen ließe. Ein Gebirge von Kunstschatzen sagt uns über Art und Leben der Hellenen weniger aus als ein einziger Gesang des Homer. Ins Wort allein kann sich der Mensch völlig einprägen; die Sprache schuf ihn zum Menschen; wie sollte sie sein Eigenstes nicht aufnehmen und ausstrahlen?

Im Anfang war das Wort und es war bei Gott, und Gott war das Wort. Es wurde uns geschenkt, damit wir zum Anfang und zu Gott finden, denn Gefühle und Gedanken, die auch das Tier hat, bleiben ohne Wort ein unbewußtes vom Augenblick bewirktes und mit ihm vergehendes Gedrängtwerden.

~~Wie~~ Die Sprache sammelt und hortet, was der Ertrag des Menschseins von jeher war. Ich meine hier nicht bloß, daß sie Wissen, Erfahrungen, Erlebnisse und die Geschichte aufbewahrt; ich meine vielmehr, daß sie selbst vom Lichte der Schöpfung derart durchwirkt ist, daß sie es auf uns überträgt, wenn wir das rechte Wort finden. Wie ein verschlossenes Gefäß sich öffnet, wenn man das Siegel ablösen kann, so wartet im Schreine der Sprache alles Große auf Entsiegelung durch das begnadete Wort, das wir Geschöpfe voll Schmutz und Helle so selten bereit sind zu hören.

Ja, wir hören es selten an, denn wir reden ja ununterbrochen und nicht aus der Tiefe der Sprache, sondern das Alltägliche reden wir und das Belanglose, das vordergründig Nützliche und Notwendige, wir reden es in Wörtern, die, kaum ertönt, schon verwehen, wenn ihr

Zweck erfüllt ist, der in all diesen Fällen nur der Mitteilung von Vergänglichkeiten dient. Obgleich ein solches Reden ~~um~~ Welten reichhaltiger ist und stets vom Glanz des Menschentums unruhig auffunkelt, tun wir damit ähnliches wie die Tiere, die sich mit dürftigen Lauten verständigen. Das meiste, was geschrieben wird, gehört auch zu diesem Bereich, mit dem die Sprache wie der Mensch am Staube Anteil hat. Aber wenn wir ihre Heiligkeit bedenken, so meinen wir nicht das zum Alltag und zur Lebensführung erforderliche Reden, wir meinen, daß sie das Verborgene auszusagen vermag; wir meinen ihren und des Menschen Anteil am Lebenswesentlichen.

Das Verborgene, ja das Unsagbare auszusagen, wurde den Dichtern nicht allein vorbehalten. Allen Menschen ist es gewährt; jeder vermag es in Worte einzuschmelzen, wenn ihn Leidenschaft überwältigt, ^{jäh} Einsicht und ein starkes Gefühl ^{ihn} bewegen. Sätze, die irgendein Unbekannter spricht, rühren uns plötzlich geheimnisvoll ans Herz, oder das Stammeln eines Kindes und selbst eine millionenfach vernommene, doch nun in den zwingenden Sprachfluß gebettete Wendung. Nicht was dabei unmittelbar geäußert wird, ist hier das Außerordentliche, sondern daß eine einmalige ^{ih} Wortzusammensetzung die erschütternde ^{empfängt:} Fähigkeit hat, die Seele des Sprechenden aufzudecken und vor dem Himmel oder der Hölle einer Berückung den Vorhang wegzuziehen. Hier wird die Sprache zur Aussage, die uns anderen Lebewesen gegenüber göttlich bevorrechtet. Wie der Mensch des Niedrigsten und Höchsten teilhaft sein kann und zwischen Vergänglichem und Ewigem hin- und herpendelt, hat auch sie, seine treue und stets bereite Begleiterin, ihren irdischen und ihren heiligen Raum.

Freilich, ihre heiligen Quellen nähren allein den, der ihr eingeboren wurde. Man glaubt Männer des Wortes mit der Behauptung

zu loben, sie beherrschten die Sprache. Das Verhältniß ist umgekehrt. Die Muttersprache muß uns beherrschen; dann sprechen und bestehen wir aus ihr. Dies gilt selbst für ihre Aufgabe als Verständigungsmittel.

Bestehen wir aber aus der Sprache, kraft unserer Geburt, so schafft sie auch die Völker. Die Ausdrücke der Ahnen gehen auf den Sohn über, und er vererbt sie weiter. Sie entstanden einst aus siedernder Erregung, als ein gequälter Mensch ein Gefühl, ein Ding, einen Gedanken mit Lauten bannen wollte, die sich zum Wort zusammenschlossen. Nun bannen sie jeden, der sie spricht, in eine Erlebnisrichtung. Weil alle Völker die Wörter "Vater" und "Mutter", "Kind" und "Enkel" kennen, sind sich alle der Endlichkeit sowohl als der Fortdauer des Menschen bewußt. Als sich ihnen diese Bezeichnungen für die Sippenbande bildeten, hatten sie erschaut, daß der Mensch zeitlich vergeht, aber ewig bleibt. Auch das Tier kennt seine Eltern; es benennt sie nicht; das Verhältniß zu ihnen ist vergänglich. Indem sich nun die Sprachen weniger eindeutigen als diesen urhaften Beziehungen zuwendeten, trennten die dafür da oder dort verschieden geprägten Lautbilder die Völker voneinander. Sprächen alle Menschen dieselbe Sprache, so empfänden sie gleichartig und wären ein einziges Volk. Liebe drückt eine andere Gefühlsabschattung aus, als das französische amour. Die Bezeichnungen für Innigkeit und Gemüt wird man schwerlich im deutschen Empfindungswert anderswo finden, also fehlt den fremden Völkern die genaue Entsprechung dieser Gefühle. Kaum ein Wort, sofern es in bedeutsamere Bereiche des Geistes und der Seele greift, deckt sich völlig mit dem scheinbar gleichbedeutenden Ausdruck einer zweiten Sprachlandschaft. Die meist geringfügige, oft bestürzend große Unvereinbarkeit zieht die Wesenslinie der Völker. Aus der Seelen-

welt einer Wortgemeinschaft wächst somit das Volk, wenn wir darunter nicht den äußerlichen Begriff des Staatsvolkes, der Nation, verstehen. Die in eine Sprache Hineingeborenen lernen gemeinsam empfinden, was sie ihnen zu empfinden ermöglicht. Kein Staatsgefühl hält in so unzerstörbarer linder Fessel eine Gemeinschaft zusammen, wie die ~~Frage~~ Sprache ihr Volk trägt, das von Gott besteht wie sie. Der Staat ist Menschenwerk. ~~Indem~~

Indessen - wir erwähnten es - rüttelt jedes Volk an seiner Sprache und sucht sie zu verwandeln, was sie sich stets im Augenblick gefallen läßt, um bald darauf königlich dafür oder dagegen zu entscheiden. In der Wechselbeeinflussung ~~beider~~ formt sie das Volk bei weitem mehr, als sie von diesem aus augenblicklicher Zeitbefangenheit dauernd verändert werden könnte, denn ihre Veraderung mit dem Volk betrifft dessen bleibendes Leben, die Volkheit, während die vergängliche Gegenwart das große Sprachgewese nur oberflächlich anritzt. Wir ~~heutigen~~ hörten nicht als erste "Vater" und "Mutter", "Innigkeit" oder "Liebe" sagen; Ausdrücke und Geist der Sprache kommen von weither und drangen nicht schulmäßig in uns ein; geheimnisvoll traten sie aus dem Mund der Mutter und der Nebemenschen in uns über, bis wir selbst in den Sprachwald versanken. Mit ihrer alten Macht formt sie uns täglich weiter durch Rede, Schrift und Dichtung. Erlauben Sie mir die Wiederholung: ~~wie~~ wir empfinden und denken, wie es uns die Muttersprache lehrt.

Sprachen sind allerdings auch auf anderem Wege erlernbar. Wir kennen viele Menschen, die sogar mehrere beherrschen. Ich sagte: beherrschen; dieses Wort ist jetzt am Platze, denn es kennzeichnet das hier obwaltende Verhältnis treffend; es sagt aus, daß wir auch in fremden Sprachen tüchtig reden können, vielleicht gar deren Fein-

heiten abschmecken, aber aus ihnen nicht leben. Wollten wir in ihnen dichten, müßten wir verstummen. Die wenigen Ausnahmen, die man dagegen aufzählen kann, ~~erscheinen~~ erscheinen erstaunlich, und bei näherer Prüfung haftet ihren Leistungen fast immer etwas Künstliches an. Findet sich jemand, der wirklich in zwei oder mehr Sprachen ganz wie in der eigenen wurzelt, so rühmt er sich dessen in einsichtigen Stunden nicht, sondern bedauert den inneren Zwiespalt, in den ihn diese Fähigkeit hineinzieht, indem sie ihm gleichzeitig die letzten Tiefen da und dort versperrt.

Ich erinnere mich eines russischen Fürsten, der dem diplomatischen Dienst des Zaren angehört hatte. Er sprach Deutsch so ausgezeichnet, wie man es von jedem Heidelberger Doktor, der er war, erwarten müßte. Allein, er beherrschte das Französische und Englische ebenso fehlerlos, das Russische nicht minder. Es fiel mir, bei meinem langjährigen Verkehr mit dem alten Herrn allerdings auf, daß er, in allen Gebieten geistiger Bemühungen zuhause, an Versen stets nur deren äußerlichen und inhaltlichen Reiz empfand, doch jene ~~Erschüt-~~terung vermißte, die uns ein vollendetes Gedicht unmittelbar beschert. Auch fehlte ihm das Verständnis für die sprachliche Meisterschaft bei Prosadichtungen, obgleich er durchaus zu beurteilen wußte, ob sie gut oder schlecht waren. Einmal fragte ich ihn, was seine Muttersprache sei, in der er denke, träume, in der er bei Schmerzen aufschreie, und ich fragte ihn auch, in welcher Sprache er rechne, weil ich, aufgewachsen im Südosten Europas zwischen verschiedenen Völkern, oft erfahren hatte, daß Menschen, die von einem Volkstum zum anderen überwechseln und dies verheimlichen wollen, ihre Schul- und damit ^{meist} auch die Muttersprache ~~sogleich~~ verraten, wenn man sie eine Rechnung durchführen läßt.

Seine Antwort war eine einzige Klage. Er erzählte, von der Wiege an hatten ihn deutsche, englische und französische Erzieherinnen unter der Fuchtel gehalten; er sei dadurch um die Muttersprache betrogen worden; aus den Untergründen und Himmeln jeder von ihm sonst so glänzend beherrschten Sprache fühle er sich ausgestoßen und ~~somit~~ im entscheidenden Kern sprachlos. Erwäge er, ein Diplomat alter Schule, politische Vorkommnisse, so bildeten sich seine Gedanken französisch, deutsch ~~ka~~ aber bei Fragen der Weltanschauung und der Religion, denen seine besondere Neigung galt; englisch verlaufe sein Überlegen, wenn er sich mit belangloseren Gegenständen befasse wie Geschäften, Sport und Reisen; und er rechne, wie es ihm der Augenblick abfordere, deutsch, französisch oder englisch. Da er nun aber ein Fürst aus Petersburg war, begehrte ich zu erfahren, wann er denn russisch denke. Er erwiderte spöttisch: "Ich habe keine Diener und Bauern mehr!" Die Sprache des Volkes, dem er sich zuzählte, war ihm entglitten, weil er nie in ihr gelebt hatte. Hochgebildet, ein Mann seltener Ehrenhaftigkeit mit bedeutendem Drang zu hohen Erkenntnissen, fehlte ihm mit der Muttersprache die Heimat der Seele.

Damit soll gegen das Erlernen fremder Sprachen, die unseren Blickkreis ausweiten, nichts gesagt sein, wohl aber alles zugunsten der unbehinderten Einwurzelung der Kinder im ererbten Sprachacker. Sie kann nicht erfolgen, wenn schon das kleine Wesen die Urbegriffe des Lebens in einer bis ins Elternhaus getragenen Zweisprachigkeit erfährt. Der fremde Sprachunterricht darf nur beginnen, wenn das Kind im Mutterlaut zum Selbstbewußtsein gelangte.

^{Sie}
Wir Ostdeutschen, die im Völkergemisch aufwuchsen, wissen das seit jeher. Als der duldsame völkerverbindende Geist des Ersten

Reichs, der sich in Altösterreich erhalten und dort viele Völker erfüllt, behütet und gebildet hatte, in deren Köpfen unter dem Einfluß der französischen Revolution verblaßte und vom nationalistischen in kindischer Selbstüberschätzung aufgegriffenen Gedanken der Absonderung verdrängt wurde, verloren sie die frühere Achtung vor der Sprachhoheit der Nebenmenschen. Sie spalteten den Raum zwischen Ost^{en} und Mitte des Erdteils nach dem ersten Weltkrieg staatlich auf und versuchten nun die eingestreuten, seit langem dort ansässigen, ^{durch} ~~an~~ Leistung oft ^{mehr} bewährten Volkssplitter zu entvolken. Das gefährlichste Mittel dazu war die Schulüberfremdung, ein Versuch seelischen Kinderraubs, der über die nationale Entrechtung hinaus das Menschentum selbst in der Wurzel bedrohte. Dagegen wehrten sich die Betroffenen leidenschaftlich. Wichtiger als politische oder wirtschaftliche Anliegen war ihnen die Erhaltung des ~~sprach~~^{sprachliche} eigenen Unterrichts. Bis zum Ende des zweiten Weltkrieg verlief der Kampf trotz großen Verlusten im allgemeinen erfolgreich, außer in Ungarn. Wer ihn mitmachte, schärfte sich den Blick auch dafür, daß Mischehen häufig zerbrechen, weil sich die Gatten nicht einigen können, wie sie mit ihren Kindern sprechen sollen. Sie stürzen sich und ihre Nachkommen in einen ständig schwärenden Zwiespalt, ^{von} ~~dem~~ nur stumpfe Wesen frei bleiben. Ähnliche Verkrampfungen vergifteten das öffentliche Leben, weil man, außer in den Reihen der sogenannten Mindereiten, nicht mehr begriff, was durch ein Jahrtausend, so lange das ~~deutsche~~ ^{deutsche} Volk jene weiten Gebiete gesinnungsmäßig und politisch entscheidend bestimmt hatte, selbstverständlich gewesen war: daß ein friedliches Zusammenleben von Völkern nur bei Anerkennung der Unantastbarkeit der Muttersprache möglich ist.

Die drei wirklichen Ursachen der größten abendländischen Katastrophe, die wir jüngst erlitten und noch keineswegs bestanden haben,

sind: der Welthandelsneid, die schlechten Friedensverträge von 1919, durch die sich die politischen Gegensätze ins Hemmungslose steigern mußten, und schließlich der dauernde Druck auf gewisse Völker und Volkssplitter, der sich im Angriff auf die fremden Muttersprachen am schärfsten verdeutlichte. Verleumdung und ideologische Verblendung auf jeder Seite traten hinzu, um das Unheil zu vollenden, bei dem dann alle Regierungen ^{mit} ~~in~~ Schreckenstaten wetteiferten. Ist, wie manche unterrichtet zu sein behaupten, die Gegenwart ein Gottesgericht über die Sünden vor der Katastrophe, so kann uns das Entsetzen packen angesichts des Gerichtes, das uns für die Sünden nach 1945 bevorsteht, bei uns Deutschen vornehmlich für die politische Verfolgung unschuldiger Millionen und für schleimige Würdelosigkeit; bei anderen sind es wohl ärgere, vielorts auch die Muttersprache zerstörende Vergehen. Ich scheue freilich vor der moralisierenden Geschichtsbetrachtung, die im Wort Gottesgericht hervortritt, wie vor einer Lästerung zurück. Ich weiß nicht, warum manche unerhörte Verbrechen an Völkern den Schuldigen zum dauerhaften Nutzen gereichen und oft die leibhaftige Unschuld verröcheln muß. Aber ich weiß, daß die Unduldsamkeit, auch wenn sie sich als Dienst an der Menschheit ausgibt, nur eine Abart jener Haltung ist, die in der schlimmsten Steigerung das Recht auf die Muttersprache bestreitet, und daß wir vergebens auf eine lichte Zukunft der Welt hoffen, solange dieses Recht nicht überall wieder als heilig wirksam wird.

In Deutschlands Mitte überlegt man sich derartige Zusammenhänge selten. Kaum bedenkt jemand, der auswandern will, in welche innere Not ihn die Sprachfremdheit ziehen wird, sofern er kein gefühlloser Mensch ist. Nun sind wir freilich dafür berüchtigt, uns im Ausland am beflissensten aufzugeben, eine Eigenschaft, die viel-

leicht dazuführt, in Liedern die deutsche Treue eifrig zu loben. Man bildet sich gern ein, zu haben, was man am wenigsten besitzt.

Die in der Fremde so schnell abtrünnigen Deutschen waren gewohnt, vom Staat umsorgt zu werden. Durch Wirtschaftsschwierigkeiten hinausgetrieben, versanken sie als Enttäuschte dem Einfluß fremder Staatlichkeit. Diesem trüben Bild steht auch ein bewundernswertes zur Seite, denn dort, wo Deutsche in Verbänden als gerufene und entsendete Roder und Vorposten des Abendlandes siedelten, lernten sie selbständig handeln, auf die eigene Art zu vertrauen und bewahrten diese mit der Sprache zum Wohle vieler Völker. Dadurch allein gewannen sie den Osten unseres Erdteils einer höheren Gesittung. Mit den Blutadern ihres Deutsch unmittelbar ans Herz Europas angeschlossen, floß dessen Geist ohne sprachliche ~~Un~~ ^Umischung zu ihnen hinaus und verzweigte sich durch ihrer Hände Werk und das Vorbild ihres Wandels auf die Fremden. Die Sprache, eine naturhafte Macht, stählte und schirmte sie, nicht der zerbrechliche Staat. Darum ~~sind~~ ^{waren} bei ihnen Treue zur Gemeinschaft, Nächstenliebe und Gastfreundschaft selbstverständliche und mit Lust geübte Tugenden. Ein ^{Läße bei ihnen als} ~~anderes Verhalten~~ ^{wäre} schändlich ~~geboten~~.

Als sie 1945 nach Westen gejagt wurden, erschütterte sie nach der Höllenwanderung durch Mord, Vergewaltigung und Folter dies am meisten: daß in der Binnenheimat eine nach ihren Erlebnissen ungreifliche Unkenntnis von den Absichten der triumphierenden Gewalten herrschte, die im öffentlichen Leben, freilich nicht vom breiten Volk, verklärt wurden, oft allerdings nutznießend, und daß die Bereitschaft, sich ins moralische Bockshorn jagen zu lassen, über jedes Maß ging und ihr Los kaum in Betracht zog, worauf dann einer ihrer witzigsten Köpfe

sten Köpfe einmal sagte, es fänden sich gewiß Deutsche, die sich auf Wunsch auch die Schuld am Untergang der Azteken aufhalsen würden; besonders aber erstarrten die Vertriebenen, als sie merkten, daß hierzulande die menschliche Wärme der Nächstenliebe weithin durch ~~kalte unzureichende~~ amtliche Fürsorge abgelöst ist. Damit nahmen ~~aber~~ viele ihnen heilige Worte wie Treue, Würde, Ehre, Freiheit einen verzerren Zeitbedeutung an. Hilfe besonders hieß im Osten einst ein unmittelbares Eintreten für den Bedürftigen, Gastlichkeit, ~~XXXXXXXXXXXX~~ ~~XXXXXXXXXXXX~~ unbegrenzte, ja überschwengliche Gabefreudigkeit, wie jeder, vornehmlich bei Volksdeutschen, erfahren konnte. Nun war Hilfe eine von Schalterbeamten ausgefertigte Anweisung auf ~~winzige~~ Geldbeträge.

In Josef Weinhebers Hymnus auf die deutsche Sprache steht die Strophe:

Im fernen Land
furchtbar allein,
das Dach nicht über dem Haupte
und unter den Füßen die Erde nicht;
Du einzig seine Heimat,
süße Heimat dem Sohn des Volks.

Diese Verse ~~sind~~ ^{waren} vorweggedichtet für alle Vertriebenen und noch mehr für die nach Osten Verschleppten und irgendwo fern Eingekerkerten, denen das Deutsche zu sprechen oft grausam verboten wurde. Aber es läßt sich auch schweigen und bleibt sogar in der Stummheit ein unzerstörbarer Spiegel von Rang und Freiheit im Dunkel der Sklaverei: das Einzige und Letzte, was der Heimatlose noch hat.

Gilt dies in geringerer Wucht nicht für jeden von uns? ~~Auf den Knien sei sie angebetet, die Muttersprache, als das Siegel und der innere Reichtum der Gemeinschaft.~~

Lassen Sie mich ein Erlebnis beschwören, das mir beim Übersetzen eines balkanischen Gedichtes Reichtum und aussagende Kraft unserer Sprache klarmachte. Ich stockte während der Arbeit an einem Zeitwort, weil mir dafür mindestens dreißig deutsche Ausdrücke einfielen, deren jeder eine besondere Abwandlung der in Frage kommenden Tätigkeit verdeutlichte. Jene andere Sprache hatte für all das nur ^{wenige} ~~ein~~ Wörter, die lediglich das nackte Tun bezeichneteⁿ, aber keine ~~ein-~~zige der vielen deutschen Möglichkeiten genauerer Verdeutlichung aufzugreifen vermochteⁿ. Ich suchte mir schließlich den der Stimmung der Verse angemessensten Ausdruck. Dem Dichter aber nannte ich die dreißig Entsprechungen und fragte ihn, für welche er sich entscheide. Durch langen Besuch ⁱⁿ ~~der Wiener~~ ⁱⁿ Universität hatte sich sein deutsches Sprachgefühl so geläutert, daß auch er das von mir verwendete Wort wählte, doch dann meinte er, es sei schrecklich zu erkennen, daß er sich im Deutschen eindeutiger und tiefgründiger ~~auszusagen~~ aussagen könne als in der Muttersprache, die seine bei uns verfeinerte Gefühlswelt nicht zu gestalten verstand und damit auch sein Volk davon ausschloß. Ich begriff seinen Schmerz, den ich nie zu gewärtigen habe.

In jener fremden Sprachlandschaft werden ^{manche} ~~schöne~~ Empfindungsstufen, die wir kennen, weil wir sie in Worte fassen, wenn überhaupt gefühlt, so nur undeutlich, da sie sich sprachlich nicht verkörpert haben. Um all diese Stufen sind wir reicher. Der Vergleich läßt sich, was den Osten anlangt, auf Ausdrücke für Tatsachen, Dinge, Gedanken und Sinneswahrnehmungen, aber auch auf Wendungen und die Vielfalt des Satzbaues mit ähnlichem Ergebnis ausdehnen, und ^{mitunter} ~~mit~~ ^{selten} werden wir die Ärmeren sein. Es sei noch erwähnt, daß unzählige Wörter der Werkstätigkeit, zum Beispiel Pflug, Bäcker, Schraube, Meister, als Lehen von allen Völkern übernommen wurden, die wir mit den damit ver-

bundenen Beschäftigungen bekannt machten. Kein Wunder, daß nach dem Aussterben der lateinischen Bildungs- und übervölkischen Verständigungssprache an deren Platz bis hinein nach Rußland die Deutsche trat, wobei sie sich auf die sehr alten, noch heute ragenden Pfeiler ihrer Aufgabe als Handelssprache stützen konnte. Wie sich einst das Deutsche mit Ausdrücken ^{füllen} ~~demals~~ überlegener Kulturen bereicherte, beschenkten wir die Sprachlandschaften besonders dieser Hälfte des Erdteils, übrigens ebenfalls ohne ihre Eigengesetzlichkeit zu zerstören. Das geschieht ja bloß bei Vermischung von Völkern und zwischen zerfallenden Sprachen. Welche Bedeutung das Deutsche auch in anderen Weltgegenden besonders für die Wissenschaft erlangte, ist allgemein bekannt.

Die Geschichte ^{braucht} ~~schenkte~~ uns einige hohe Zeiten, ⁱⁿ während denen sich das geistige Leben und die Dichtung in einem großartigen, einfachen und reinen Deutsch aussprachen, von dem das ganze Volk in allen Gliedern geprägt wurde, denn geistige Wirkungen erfassen nicht nur den, der sie unmittelbar begreift; sie dringen von Mensch zu Mensch auf die Masse über. Ein solches Deutsch war das ~~der~~ im Jahrhundert der Minnesänger Gestalt gewordene, dann das nach Luthers Spracherneuerung rasch aufgegriffene und das der unvergleichlichen Epoche, die sich mit Goethes Leben abgrenzen läßt. Seither verflachte die Sprache des Volkes infolge der Landflucht. Großstädte sind den Ursprüngen, obschon nicht entfremdet, doch ferner gerückt als das Dorf. Noch sprechen aber viele ^{Zeitgenossen} ~~der~~ unseren gesunden Mundart und in den gebildeten Schichten findet sich ein ordentliches, leicht dialektisch gefärbtes Hochdeutsch, wie es denn überhaupt ein Segen ist, das unsere Mundarten überall leben und ~~als fruchtbare Spannung~~ das darüber gewölbte hohe Deutsch ständig besämen. Da unseren Satzbau keine starren Fesseln gängeln, haben wir die Möglichkeit, ^{ih} ~~an~~

äußerst mannigfach zu bilden, was dann freilich auch dazu führt, daß hervorragende deutsche Redner Ausnahmen sind und man bei uns wenig ~~Wacht~~ ^{Waffen} auf gutes Sprechen hält, während sich bei ^{eben} ~~schon~~ anderen Völkern versteinerte Wendungen oft wie von selbst aneinanderreihen und auch träge Köpfe beredsam erscheinen lassen. Jeder ausdruckskräftige deutsche Satz aber ist neugeboren. Er erfordert ^{eben} ~~schon~~ gewisse schöpferische Gaben. Phrasen verrät er sofort. Andererseits erleichtert die Beweglichkeit des Deutschen das sinn- und formtreue Übersetzen, wobei infolge der tieferen Lotung vieler unserer Wörter die Vorlage sogar übertroffen werden kann.

Deutsch ist eine schwere Sprache, auch für die Deutschen. Die seelische Loslösung des Volkes aus der gelebten Welt der Sagen, des Märchens, aus Sitte und Brauchtum minderte die aussag^{ende} Kraft der alltäglichen Redeweise, was sich tausendfach belegen läßt, wobei man gar nicht an die Verseuchung durch Buchstabenwörter wie Unesco, Agfa, usw. zu denken braucht, aber das muß kein unaufhaltsam~~e~~ fortschreitender Prozeß sein. Die Masse in Stadt und Land bleibt immer in der Gemeinschaft mit all ihren geheimnisvollen Mächten. Eine Beruhigung der flutenden gesellschaftlichen Zustände würde die erschreckende Ver~~äußerlichung~~ des Daseins und der Sprache wieder rückgängig machen; noch ist ja ein fruchtbarer geistiger Untergrund dafür vorhanden.

Allein, das kann bloß geschehen, wenn auch das ununterbrochen ins Breite wirkende Deutsch der Gelehrten und des Bürgertums eine ähnliche Veredelung erfährt wie das der Dichtung, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch manche Wandlung ging. Sie wurde aus beschaulich gewordener Gewöhnlichkeit durch Lilieneron und den Naturalismus aufgeschreckt, bereich^{ert} und belebt, gelangte dann zu Eigenwilligkeiten, die mit Rilke und Trakl ihren überzeugenden Höhepunkt erreich-

ten und dann ins Verspielte mündeten. Weinheber setzte Strenge und Form wieder zum Maß. Damit wurde ein Weg beschritten, der entscheidend ist, gleichgültig, ob die Gegenwart es schon merkt oder nicht, oder ob in der Lyrik noch allerlei Erdachtheiten nachzucken. Große Dichter sind Male der Entwicklung. Da sie das Zukünftige vorausspielen, mag man, wie der Expressionismus die Katastrophen ankündigte, bei Weinheber eine wieder abendländisch geordnete Zukunft vorausgestaltet sehen, ~~die sich in anderen Künsten, etwa in der Bildhauerei, auch verdeutlicht.~~ Die augenblicklich in Schwang gekommene gegenstandslose Malerei ^{und Bilderei} ~~dagegen~~ ^{ist} ~~bloß~~ ^{noch mancher zeitlicher Ergebnisse entwicklungsgerichtet} der abgebürstete Staub von den verschlissenen Modestücken der Großväter, was die ^{seit} ~~durch~~ ^{letzten} dem Krieg aus dem Sinn der Entwicklung geworfene Jugend nicht weiß. Aber in diesem Rückfall zeigt sich jenes, auch auf anderen Gebieten eifrige Bestreben zur künstlichen Auftüchung überwundener Gedanken und Formen, ein zum Scheitern verurteilter spießbürgerlicher Versuch, den die ganze Welt in Ost und West unternimmt, weil sich ihren furchtbaren Erlebnissen noch keine geistige Frucht zu entwinden vermocht hat. Dichtung und Sprache sind dabei nur inhaltlich betroffen. Man kann in Wörtern keine ~~unbrauchbaren~~ Vorhangmuster entwerfen und behaupten, sie seien seelische Offenbarungen. Man kann allerdings das Nichts zur Religion erheben und die Lüge zum Gebet. Das soll uns aber nur insoweit beschäftigen, als es die Sprache beeinflusst. Der Inhalt und die Wegrichtung der neuen deutschen Dichtung gehören nicht zum Rahmen meiner Ausführungen.

Echte Dichtung - und wir haben sie auch heute - schafft sich Stil und Sprache nach dem inneren Gesetz jedes einzelnen Werkes; von ^{gültiger} Sprache und wahren Stil darf gesprochen werden, wenn sich Inhalt und Wort decken. Stil und Sprachrang sind nur in der Wahrheit möglich.

früh von mir längere Zeit für

Vierfach erscheint mir, von hieraus betrachtet, die gegenwärtige, ^{in Bezug} Gefährdung durch das gedruckte Wort. Jedesmal handelt es sich um Bestandteile eines Schrifttums, das unter strengem Maß nicht zur Dichtung rechnet, selbst wenn es in die erzählende Gattung fällt.

Zum Ersten geht von gewissen Zeitungen und Zeitschriften, die sich mit spritziger Wortleere nicht genügen können, ein übler Einfluß aus. Seitdem Heine das Deutsche in eine unstrenge, beabsichtigt witzige Gangart nahm, die inzwischen zum schlechten Feuilletonstil auswucherte, scheint sich der Seelenschmalz, die Oberflächlichkeit, der Kitzel, das Geblinzel als ewige Krankheit der Presse fortzuvererben zu müssen. Es gibt durchaus ernste Presseleute; die Stümper überwiegen; in der Großstadt neigen sie mehr der ^{trübsinnig} ~~Unschönheit~~ zu, in der Provinz treuherzig ^{gefühlslos} ~~unerschrocken~~ ^{Plattheiten!} verlogenen, beider Deutsch ist ohne Tiefe, Kraft und Rang.

Zum Zweiten zeigt sich das gewiß lobenswerte Bestreben, nicht in herkömmlicher Weise zu erzählen, bei zahllosen Literaten in einer Gestelztheit, die jeden Satz möglichst am Schwanz aufzäumt; dabei wird kein Bild klar, kein Gedanke überzeugend; verschwommene Gefühligkeit klebt schon in der Wortwahl. Diese Zuckerbäcker der Sprache, Seelen-^{nach}zärtler voll Salbung und nicht vorhandenem Tiefsinn angelnden Umstands-^{öle}meier ohne Stoff, ~~fett~~ mit dem ~~Werkstoff~~ der eitlen und verbrämten Lüge ihre Wortgebilde oft so geschickt, daß die Leser sich jahrelang blenden lassen. Vertreten solche Erscheinungen noch irgendeine zeitgenehme Tendenz, so sammeln sich Jünger um sie; und in dieser Sonntagschule wird eine Sprache gelehrt, deren Unnatur ~~wir~~ weithin dringt. Es sei nicht verschwiegen, daß der auffallende Mangel an Wirklichkeitssinn ~~deutlicher~~ in vielen deutschen Romanen, die sonst durchaus nicht in diesen Zusammenhang zählen, einem schon seit langen Jahren gepflegten Stil

sehr ernsthafter Erzähler zuzuschreiben ist, die alle Härten der Handlung durch äußerste Behutsamkeit der Darstellung abschleifen und damit in Gefahr geraten, das Kernige unserer Sprache ebenso zu verlieren, wie den Blick für das Leben selbst.

Als ein Gegensatz dazu könnte zum Dritten die bloß die Handlung grob nachzeichnende rohe Sprache der ^{Sex-}Kriminal- und Zeitungsromane aufgefaßt werden, die gelegentlich auch die Verbreitung von Erlebnis- und Zeitbüchern fördert; sie dient der nackten Mitteilung und gleicht der Redeweise des Pöbels mit Halbbildung. Eine verführende Wirkung geht von ihr höchstens auf die Neugier unreifer Köpfe aus.

Zum Vierten sei auf eine ungemein anspruchsvolle Sprache hingewiesen, die als Abbild der geistigen Zeitverworrenheit erzählende Literaten und Schriftsteller verschiedenster Gebiete, der Theologie, Kunstgeschichte, Philosophie und vor allem der moralisierenden Gegenwartsbetrachtung kennzeichnet. Es sprechen sie gebildete, oft ungewöhnlich begabte, auch berühmte Verfasser, dazu freilich mancher unfähige Stammer. Alle sind vom Sprachⁱⁿgrund abgenabelt, doch nicht ohne Gefühl für stilistische Feinschmeckerei. Sie reden einen Jargon, der für uns Heutige gewisse Reize hat, eine Zeit- und Geheimsprache, die in fünfzig Jahren niemand mehr versteht, wie sie ja auch jetzt vom Volk nicht verstanden wird. Daß sogar Schriftsteller, die als Dichter gelten, derart schreiben, offenbart, was ^{oft} heute als Dichtung von den Klüngeln ausgegeben wird. Kein Dichter, der sich nicht zu verewigen suchte in einer dauerhaften Sprache! Hier aber übt sich eine dem augenblicklichen Vorlieben einer Gesellschaftsschicht angepaßte Schreibweise, in der niemand spricht. Und zehntausend Bildungsphilister sind gebannt, weil sie alles, was sie nur halb begreifen, für bedeutend halten. In diesem abgezogenen dünnen Deutsch fehlt die Wechselbeziehung

zwischen Sprachseele und eigenem Ich. Das erweist sich schon in der übermäßigen Verwendung von Lehnwörtern, die grundsätzlich auszumerzen unsinnig wäre, aber wenn der Geist unserer Sprache führt, der wird sie nur heranziehen, sobald ihm sein Gefühl sagt, daß sie einwurzeln müssen. Ein Blick auf die Fremdwörter der Goethezeit lehrt, wie ver-gänglich die meisten sind, die doch einmal wie die Orden eines Ge-heimbundes die Gebildeten geziert haben.

Der Ruhm der deutschen ^{Gelehrten} Wissenschaftler war nie ihre Sprache; heute sind sie übertroffen von diesen unwissenschaftlichen Schrift-stellern, deren verdrehte, in Nebensätzen übereinandergetu-^{nte}te, unsinnliche Ausdrucksweise die Klügelei zum Wesen erhebt. Eine aus ^{Werte-Verneinung} ~~Latwergen~~ gesottene Alchemie des Denkens gehört dazu, sich so erdent-fernt auszudrücken; und tatsächlich fährt in solcher Art nur eine Weltbetrachtung einher, die geisterhaft anmutet, bevölkert von erfa-selten Dämonen einer Lebensangst, die nicht groß genug ist, um sich in klaren Bildern zu verdichten.

Was da auch an politischer Abgötterei ^{müht sich} getrieben wird, wie sich da religiöser Götzenkult regt, Ekel an sich selbst und nationaler Selbsthaß krankhaft krümmen und schließlich immer wieder in den aus-gefallenen Gedanken münden, das Schicksal könne moralisch gegängelt werden: ^{barnit} ~~es ist~~ nicht nur ^{damit} ~~ein Eingeständnis für~~ das Fehlen des ge-schichtlichen Sinnes, ^{es} ~~es~~ ist auch ein aus Demutlosigkeit und Schul-meisterei, ^{um} ~~Humorlosigkeit~~ und Mangel an Überlegenheit gemischtes Treiben. Es zeugt ^{infolgedessen} ~~nur~~ sprachliche Wechselbälge, die nie geboren wür-den, wenn solche Schriftsteller im deutschen Sprachgefühl lebten, ^{abgibt} ~~keinen~~ ^{keinen} ~~Glauben~~, so viele Werte und Programme auch verkündet werden, son-dern nur Geglaubtheiten, also nur Unerlebtes, nur bewußte oder unbe-wußte Lüge!

Von da aus sind auch jene tückischen Gestalten erklärbar, die sich zu Kerkermeistern der von ihnen grundsätzlich stets geforderten Meinungsfreiheit hergaben, Handlanger trüber Gewalt, sogar der fremden; ~~Die schaußliche Fratze~~ wird die Geschichte einmal beschreiben; ~~im find~~ schuldig am Elend vieler wertvoller Menschen und an der ^{allgemeinen Verwirrung} ~~Verschärfung~~ auch der ~~allgemeinen Not~~.

Bei bedeutsamen Erscheinungen dieser Sprachkrankheit verrät sich freilich eine mit Eitelkeit versetzte Verzweiflung, zynisch gemengt in Glaubenssätze, aber höchst/selten funkelt in der erkünstelten Sprache jene einfältige Kraft des Schöpferischen auf, die bei jedem in noch so bescheidenem Umfang berufenen Dichter unmittelbar fühlbar wie die Natur ist. Daß den Zeitgenossen ein so bizarr auf Blech gemaltes Schriftdeutsch nicht auffällt und sie sich davon gar begeisternⁿ lassen, beleuchtet die hier drohende Gefahr.

Wir haben auch früher solche stets prunkend auftretende Sprachdürreheit erlebt und überwunden. Das Deutsch der gebildeten Stände im Barock war fürchterlich und gefiel ihnen sicherlich auch. Die Dichter des 18. Jahrhunderts legten dies^e Gekröse von Deutsch, Französisch und Lateinisch fort, nicht etwa weil sie zur Mundart zurückgriffen, sondern weil sie ihr Empfinden und Erleben sinnlich, wahrhaft und einfach gestalteten. Schon damals wäre keine Mundart imstande gewesen, schwierige Gedanken und Gefühle so auszudrücken, wie es die Hochsprache vermag. Das gilt für heute noch mehr. Die Klärung kann nur aus dem Hochdeutschen selbst erfolgen, indem man sich auf dessen eingeborene Natürlichkeit besinnt. Eine Seite Hebels ist da wichtiger als ^{manches} ein Buch ^{zeitgenössischer Berühmtheiten} Thomas Manns, drei Sätze aus Bismarks Erinnerungen maßgebender als ^{als} neuzeitliches Theologendeutsch, von Luther nicht zu reden.

Wir müssen zur Wahrhaftigkeit zurückkehren. Unzählige Ausdrücke sind durch falsche Anwendung verdächtig geworden. Was heißt Volksgemeinschaft, was Demokratie, was Menschlichkeit oder Befreiung? Für Millionen nichts weiter als Blut, Tränen, Verfolgung; Schlagwörter, mit denen sich das schlechte Gewissen der Gewalt beruhigt, der Raub sich rechtfertigt und die Nutznießer der Politik Posten erobern und verteidigen.

Unsere Sprache wird nur dann wieder, ^{das} ganze Volk umfassend, zu gültiger Form gelangen, wenn sich die Lüge im Denken, Fühlen und Wort verbraucht hat. Dieser Vorgang ist Gottlob schon im Gange. Das Volk glaubt nur noch, was sich selbst bestätigt. Es vergleicht, prüft und wägt. Solche Ernüchterung bestellt auch den Boden sprachlicher Gesundheit. Den Ordnungsgebilden der Gegenwart, Staat, Rechtsleben, Hochschulen, Ämtern oder gar Parteien und zum Teil sogar der Kirche fehlt ein die Allgemeinheit vollüberzeugendes Ethos. Aber wir dürfen immer noch an den Sinn des Abendlandes glauben, dessen Stellvertreter das alte Reich war. Eine Verheißung ist außer der Tüchtigkeit und Zähigkeit unseres Volkes dessen Zuversicht, ~~xxx~~ die es unbewußt an den Tag legte, indem es selbst ^{nach 1945} ~~in diesen Jahren~~ nicht verzweifelte. Verzweiflung befällt nur den, der fühlt, daß ihn keine Zukunft mehr emportragen wird. Und glauben dürfen wir an unsere Sprache.

Daß sie sich läutere, ist jedem Geschlecht zur Aufgabe gestellt. Nicht Regeln und Ermahnungen helfen da. Es hilft nur die Wahrheit der Rede. Die Erneuerung der Sprache vollziehen die Dichter, deren wir ^{noch welche} ~~eine bedeutende Reihe~~ haben, freilich die meisten unbeachtet, denn kaum eine Zeit war je so veräußerlicht, kunstfern und tiefverlogen wie die unsere. ^{heiß} ~~bedrohliche~~ Not ^{vielleicht} ist heute das Leben deutscher Dichter. Doch auch günstige Anzeichen sind vorhanden. Als die Welt im Vorjahr Goethe feierte, beschloß Hans Grimm, einer der größten Meis-

ter der Novelle, vor seinen Dorfgenos­sen zum gleichen Anlaß zu spre­chen. Es kamen an sechstausend Menschen von ~~nah~~ und ~~fern~~ und lausch­ten ihm auf freiem Anger. Ich weiß nicht, ob Zeitungen davon Kennt­nis nahmen, und es war doch die Kundgebung zum Gedächtnis Goethes, die in der Stille mehr Zuhörer versammelte, als die lauten Feste in den Großstädten der Erde.

Dieser Vorfall ~~erheilt~~ ^{Kommunismus} die Lage. In den Werkstätten der öffent­lichen Meinung und im Unterhaltungsbetrieb der Abgeschmacktheiten entbehrt der Dichter des Echos, aber die Hellhörigen sind nicht aus­gestorben. Das läßt hoffen!

Die Sprache schuf uns. Als letztes unzerstör~~tes~~ ^{tes} Gut haben wir sie noch, doch wir können sie verraten. Treue zu ihr verbürgt unsere Wiedergeburt, auch die äußere. Da und dort geschändet, so wie die Blätter eines Baumes der Frost angilbt, ist doch ihr Stamm gesund und endloser Ernten mächtig. Reden wir das Deutsche, wie es dessen Geist verlangt, so führt es uns zum Segen. Darum geben wir uns ihr ganz hin, wahr in jedem Wort, unserer großen Sprache; ~~denn~~ sie ist die Seele unseres Volkes.

Ein Vortrag

Kaum hatte ich die Muttersprache zum Gegenstand meines Vortrags gewählt, überfielen mich Scheu und Beklemmung vor dem Wagnis, in diesen Bereich einzudringen, über den ~~xxx~~ viele ^{große} ~~xxxxxxxxxxxx~~ Geister Gültiges geäußert haben. Angesichts ihrer Vorgängerschaft wäre es töricht zu behaupten, man könne wirklich neue Erkenntnisse und Einsichten denen hinzufügen, die früher gewonnen wurden.

Allein, das darf uns nicht abhalten, die Sprache immer wieder als das Wunder zu bestaunen, das uns über das ~~xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx~~ Dahinleben emporträgt, unserem Bewußtsein Form und vergänglichen Gefühlen Gestalt verleiht. Wenn das wunderbar ist, muß jede Zeit, in anderer Weise als die verflossenen, ihre Unfähigkeit erkennen und beklagen, sich der eigenen Sprache so vollkommen hinzugeben, als deren Macht sich ihr gewährt. Auch unserer Gegenwart tut hier Besinnung not. Das Heilige ~~xxxxxxxx~~ tritt nur in aufgeschlossene Herzen ein. Kein Tauber hört den Klang, kein Blinder sieht die Sonne.

Ein rohes Verhältnis zur Sprache vereitelt wissenschaftliche Tätigkeit nicht auf allen Gebieten, ebenso wenig ~~xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx~~ Erfindungen oder ein geschicktes Handwerk, wohl aber verhindert es die tiefere Schau und schnürt uns ab von Kräften, aus denen Menschentum Rang empfängt. Erst die wesenhafte Sprache spannt Brücken zu den Geheimnissen des Daseins. Zwar verspürt ein Angerufener das Göttliche unmittelbar im Schauer der Wortlosigkeit, doch die Entrückung treibt nachher nicht bloß Seher und Dichter, in Zungen zu reden, denn Gott will sich verkünden durch das Wort.

Unsre Sprache ist nichts Starres, sondern etwas Gewachsenes und Wachsendes. Sie läßt sich deshalb auch nicht in feste Regeln zwingen, sie ist, wie uns Wilhelm v. Humboldt und neuerdings Leo Weisgerber lehren, wirkende Kraft. Die Sprache bestimmt, ja entscheidet die gesamte Entwicklung eines jeden Menschen und damit auch eines jeden Volkes. Dieser Kraft, eines der größten geistigen Wunder, müssen wir uns weit mehr, als es bisher geschehen ist, bedienen, nicht - so lehrt uns Goethe - wie Papiergelds „zu schnellem, augenblicklichem Verkehr“, sondern als eines wahren Gegenwerts zum Austausch „im geistigen Handel und Wandel“. Dann wird es uns auch gelingen, die drohend vor uns stehende Not unserer Sprache zu bannen.

Möge sich an uns das hebräische Wort von Isoldo Kurz erfüllen: „Die Sprache ist heiliger als die Grenze. Grenzen können wechseln, die Sprache bleibt. Sie ist der sicherste Schutzwall des Volkstums, sie ist die Wagenburg, wo man auch nach verllorener Schlacht geborgen ist und wieder hervorbrechen kann, um die Geschehnisse zu wenden. Solange das Volk seine Sprache besitzt, ist es nicht verloren.“

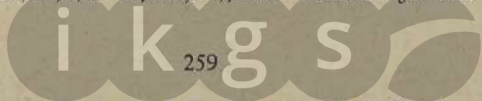
Die Heiligkeit unserer Muttersprache

Aus dem Festvortrag von Heinrich Jillich

Als ich gebeten wurde, bei Ihrer Zusammenkunft zu sprechen, da folgte ich der Einladung gern und dankbar. Kaum hatte ich aber die Heiligkeit unserer Muttersprache zum Gegenstand meines Vortrages gewählt, überfielen mich Scheu und Beklemmung vor dem Wagnis, in diesen Bereich einzudringen, über den durch die Jahrhunderte hin viele unsterbliche Geister Gültiges ausgesagt haben. Angesichts einer solchen Vorgängerschaft wäre es töricht, zu behaupten, man könne wirklich neue Erkenntnisse und Einsichten denen hinzufügen, die früher gewonnen wurden.

Allein, das darf uns nicht abhalten, die Sprache immer wieder als das Wunder zu bestaunen, das uns über das stumme und taggebundene Dahinleben emporträgt, unserem Bewußtsein Form und den vergänglichen Gefühlen Gestalt verleiht. Wenn dieser Vorgang wunderbar ist, muß doch jede Zeit, in anderer Weise als die verflossenen, ihre Unfähigkeit erkennen und beklagen, sich der eigenen Sprache so vollkommen hinzugeben, daß deren Macht sich ihr ganz gewährt. Auch unserer Gegenwart tut hier Befinnung not. Das Heilige und Große tritt nur in aufgeschlossene Herzen ein. Kein Tauber hört den Klang, kein Blinder sieht die Sonne.

Ein rohes Verhältnis zur Sprache vereitelt wissenschaftliche Tätigkeit durchaus nicht auf allen Gebieten, ebenso wenig das Zustandekommen von Erfindungen oder ein geschicktes Handwerk, wohl aber verhindert es die tiefere Schau und schnürt uns ab von Kräften, aus denen das Menschentum seinen Rang empfängt. Erst die wesenhafte Sprache spannt Brücken zu den Geheimnissen



Sonderdruck aus der Zeitschrift
„Muttersprache“ Jahrgang 50 Heft. 5

des Daseins. Zwar verspürt mancher das Göttliche unmittelbar im Schauer der Wortlosigkeit, doch die Entrückung treibt nachher nicht bloß Seher und Dichter, in Zungen zu reden; denn Gott will sich verkünden durch das Wort.

Ein Menschenleben ist zu kurz, die Sprache in all ihrer Fülle zu erfahren oder gar zu ergreifen; es ist lang genug, sich darum heiß zu bemühen und dafür unendlich belohnt zu werden. Meist freilich begnügen wir uns mit Bruchteilen des Wortschatzes und der Ausdrucksmöglichkeiten, die verschwenderisch angeboten sind; wir verflachen, indem wir uns auf das Rauderwelsch des Alltags beschränken, und darben wie Bettler, während wir einen Reichtum zu verprassen hätten, der ewig vorhält. So vermindern wir unser ohnehin begrenztes Dasein. Sie aber, die Sprache, das völkerschaffende lebendige Wesen, hat Dauer. Sie war vor uns da und wird nach uns sein. Weder der einzelne Mensch, noch ein Jahrtausend schöpfen sie aus. Die Zeiten fluten unter ihr durch und fassen von ihr in unangebrachter Bescheidenheit das flink Erhaschbare, um sich daraus einen für etliche Jahrzehnte reichenden Ersatz zurechtzufügen; sie indessen wipfelt wie ein Wald über dem dahinkriechenden Gesträuch sich ablösender Zeitsprachen.

Gewiß trägt jeder Tag auch ihr Neues zu. Sobald sie es aufnimmt, wird es zum natürlichen Trieb am Gezweig, der i h r e m Wachstumswillen folgt und nicht der Willkür der Zeiten. Darin äußert sich ihr schlechtthin Göttliches, daß sie allen Läuften und jeglichem Menschen gestattet, eine Handvoll Wörter von ihren Ästen zu reißen und damit einen kurzen, meist nichtigen Erdenwandel zu fristen; aber sie verwirft, was ihr von außen her angeheftet wird, wenn es ihrem Geiste widerspricht. Sie wächst, wie sie will. Sie ändert sich wohl im Ablauf der Epochen, wie Bäume unter dem Einfluß der Witterung fährlich andere Ringe ansetzen. Ihrer Art bleibt sie dennoch treu, solange die Seele des Volkes, die sie ja selbst geschaffen hat, nicht verdorrt. Sie gleicht der Mutter, die hundert Verfehlungen der Kinder für nichts achtet, ruhigen Sinns, weil sie weiß, daß die Sündigen zurückkehren, um an ihrem Wesen das eigene zu kräftigen. Doch jede Mutter verdorrt, wenn der Kinder Art und Herz sich endgültig aufgibt. Dann stirbt auch die Sprache hin, als atme sie Gift ein. In langsamem Siechtum verfällt sie, immer wieder aufgehalten vom ungeheueren Trotz, sich zu behaupten, bis sie zuletzt in wüster Vermischung mit anderen Sprachen erlischt. Der Bastard, der dabei gezeugt wird, mag allmählich zu neuen gültigen Formen finden - die eigenwüchsig große, verschwundene Sprache strahlt hierauf nur noch in jenen höchsten Ernten ihrer Dichtungen fort, die in die Scheuer der Menschheit eingeführt länger bestehen als sie selbst im Munde der Menschen und länger als Völker und Kulturen, weil sich das gewaltige Wort wie Eichenholz mit dem Alter in Erz verwandelt.

*

Nur darf es in dieser Stunde nicht darauf ankommen, mich mit Forschern zu messen oder besondere Fragen aufzuwerfen, die uns das Wort und dessen Gesetze - immer aufregender und leidenschaftlicher Beachtung wert - in un-

abschätzbarer Menge bereithalten. Ich bin kein Gelehrter und Lehrmeister, ich diene der Sprache und hebe gequält und genötigt aus der Wortmasse, in der ausnahmslos alles Erdenkliche und Fühlbare seit Urbeginn auf Befreiung wartet, die vorgeformte Gestalt heraus; ein Schicksal ist es voll Mühe, jenseits des Beifalls, doch mit etlicher Erfüllung. So zu leben, nicht eigentlich vom Denken bestimmt und nicht vom Empfinden, sondern vom Anruf der beiden gestoßen, dann aber von der Sprache weitergeführt bis in die Wucht des sich klar enthüllenden Gedankens, des mächtig entlösten Gefühls, und zu ihrer Gestaltung gezwungen, das ist - begreife es, wer es vermag - ein Leben auf der Spur der Wahrheit und - Gott sei es gedankt! - frei vom Gerede der Zeit.

Das Verborgene, ja das Unsagbare auszusagen, wurde den Dichtern nicht allein vorbehalten. Allen Menschen ist es gewährt; jeder vermag es in Worte einzuschmelzen, wenn ihn Leidenschaft überwältigt, Einsicht und ein starkes Gefühl bewegen. Sätze, die irgendein Unbekannter spricht, rühren uns plötzlich geheimnisvoll ans Herz, oder das Stammeln eines Kindes und selbst eine millionenfach vernommene, doch nun in den zwingenden Sprachfluß gebettete Wendung. Nicht was dabei unmittelbar geäußert wird, ist hier das Außerordentliche, sondern daß eine einmalige Wortzusammensetzung die erschütternde Fähigkeit hat: die Seele des Sprechenden aufzudecken und vor dem Himmel oder der Hölle einer Berückung den Vorhang wegzuziehen. Hier wird die Sprache zur Aussage, die uns anderen Lebewesen gegenüber göttlich bevorrechtet. Wie der Mensch des Niedrigsten und Höchsten teilhaft sein kann und zwischen Vergänglichem und Ewigem hin- und herpendelt, hat auch sie, seine treue und stets bereite Begleiterin, ihren irdischen und ihren heiligen Raum.

Freilich, ihre heiligen Quellen nähren allein den, der ihr eingeboren wurde. Man glaubt Männer des Wortes mit der Behauptung zu loben, sie beherrschten die Sprache. Das Verhältnis ist umgekehrt. Die Muttersprache muß uns beherrschen; dann sprechen und bestehen wir aus ihr. Dies gilt selbst für ihre Aufgabe als Verständigungsmittel.

Bestehen wir aber aus der Sprache, kraft unserer Geburt, so schafft sie auch die Völker. Die Ausdrücke der Ahnen gehen auf den Sohn über, und er vererbt sie weiter. Sie entstanden einst aus siedender Erregung, als ein gequälter Mensch ein Gefühl, ein Ding, einen Gedanken mit Lauten bannen wollte, die sich zum Wort zusammenschlossen. Nun bannen sie feden, der sie spricht, in eine Erlebnisrichtung. Weil alle Völker die Wörter „Vater“ und „Mutter“, „Kind“ und „Enkel“ kennen, sind sich alle der Endlichkeit sowohl als der Fortdauer des Menschen bewußt. Als sich ihnen diese Bezeichnungen für die Sippenbande bildeten, hatten sie erschaut, daß der Mensch zeitlich vergeht, aber ewig bleibt. Auch das Tier kennt seine Eltern; es benennt sie nicht; das Verhältnis zu ihnen ist vergänglich. Indem sich nun die Sprachen weniger eindeutigen als diesen urhaften Beziehungen zuwendeten, trennten die dafür da oder dort verschieden geprägten Lautbilder die Völker voneinander. Sprächen alle Menschen dieselbe Sprache, so empfänden sie gleichartig und wären ein einziges Volk.

„Liebe“ drückt eine andere Gefühlsabscattung aus als das französische amour. Die Bezeichnungen für „Innigkeit“ und „Gemüt“ wird man schwerlich im deutschen Empfindungswert anderswo finden, also fehlt den fremden Völkern die genaue Entsprechung dieser Gefühle. Kaum ein Wort, sofern es in bedeutsamere Bereiche des Geistes und der Seele greift, deckt sich völlig mit dem scheinbar gleichbedeutenden Ausdruck einer zweiten Sprachlandschaft. Die meist geringfügige, oft bestürzend große Unvereinbarkeit zieht die Wesenslinie der Völker. Aus der Seelenwelt einer Wortgemeinschaft wächst somit das Volk, wenn wir darunter nicht den äußerlichen Begriff des Staatsvolkes, der Nation, verstehen. Die in eine Sprache Hineingeborenen lernen gemeinsam empfinden, was sie ihnen zu empfinden ermöglicht. Kein Staatsgefühl hält in so unzerstörbarer linder Fessel eine Gemeinschaft zusammen, wie die Sprache ihr Volk trägt, das von Gott besteht wie sie. Der Staat ist Menschenwerk.

Indessen - wir erwähnten es - rüttelt jedes Volk an seiner Sprache und sucht sie zu verwandeln, was sie sich stets im Augenblick gefallen läßt, um bald darauf königlich dafür oder dagegen zu entscheiden. In der Wechselbeeinflussung beider formt sie das Volk bei weitem mehr, als sie von diesem aus augenblicklicher Zeitbefangenheit dauernd verändert werden könnte; denn ihre Veraderung mit dem Volk betrifft dessen bleibendes Leben, die Volkheit, während die vergängliche Gegenwart das große Sprachgewese nur oberflächlich anrührt. Wir Heutigen hörten nicht als erste „Vater“ und „Mutter“, „Innigkeit“ oder „Liebe“ sagen; Ausdrücke und Geist der Sprache kommen von weither und drängen nicht schulmäßig in uns ein; geheimnisvoll traten sie aus dem Mund der Mutter und der Nebenmenschen in uns über, bis wir selbst in den Sprachwald versanken. Mit ihrer alten Macht formt sie uns täglich weiter durch Rede, Schrift und Dichtung. Erlauben Sie mir die Wiederholung: wir empfinden und denken, wie es uns die Muttersprache lehrt.

Die Geschichte brachte uns einige hohe Zeiten, in denen sich das geistige Leben und die Dichtung in einem großartigen, einfachen und reinen Deutsch aussprachen, von dem das ganze Volk in allen Gliedern geprägt wurde; denn geistige Wirkungen erfassen nicht nur den, der sie unmittelbar begreift; sie dringen von Mensch zu Mensch auf die Masse über. Ein solches Deutsch war das im Jahrhundert der Minnesänger Gestalt gewordene, dann das nach Luthers Spracherneuerung rasch aufgegriffene und das der unvergleichlichen Epoche, die sich mit Goethes Leben abgrenzen läßt. Seither verflachte die Sprache des Volkes infolge der Landflucht. Großstädte sind den Ursprüngen, obschon nicht entfremdet, doch ferner gerückt als das Dorf. Noch sprechen aber viele der Unseren gesunde Mundart, und in den gebildeten Schichten findet sich ein ordentliches, leicht dialektisch gefärbtes Hochdeutsch, wie es denn überhaupt ein Segen ist, daß unsere Mundarten überall leben und das darüber gewölbte hohe Deutsch besamen. Da unseren Sakbau keine starren Fesseln gängeln, haben wir die Möglichkeit, ihn äußerst mannigfach zu bilden, was dann freilich auch dazu führt, daß hervorragende deutsche Redner Ausnahmen sind

und man bei uns wenig auf gutes Sprechen hält, während sich bei etlichen anderen Völkern verfeinerte Wendungen oft wie von selbst aneinanderreihen und auch träge Köpfe beredsam erscheinen lassen. Jeder ausdruckskräftige deutsche Satz aber ist neugeboren. Er erfordert schon gewisse schöpferische Gaben. Phrasen verrät er sofort. Andererseits erleichtert die Beweglichkeit des Deutschen das sinn- und formtreue Übersetzen, wobei infolge der tieferen Lotung vieler unserer Wörter die Vorlage sogar übertroffen werden kann.

*

Deutsch ist eine schwere Sprache, auch für die Deutschen. Die seelische Loslösung des Volkes aus der gelebten Welt der Sagen, des Märchens, aus Sitte und Brauchtum minderte die aussagende Kraft der alltäglichen Redeweise, was sich tausendfach belegen läßt, wobei man gar nicht an die Verseuchung durch Buchstabenwörter wie *Anesco*, *Agfa* usw. zu denken braucht, aber das muß kein unaufhaltsam fortschreitender Prozeß sein. Die Masse in Stadt und Land bleibt immer in der Gemeinschaft mit all ihren geheimnisvollen Mächten. Eine Beruhigung der flutenden gesellschaftlichen Zustände würde die erschreckende Veräußerlichung des Daseins und der Sprache wieder rückgängig machen; noch ist ja ein fruchtbarer geistiger Untergrund dafür vorhanden.

Allein, das kann bloß geschehen, wenn auch das ununterbrochen ins Breite wirkende Deutsch der Gelehrten und des Bürgertums eine ähnliche Veredelung erfährt wie das der Dichtung, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch manche Wandlung ging. Sie wurde aus beschaulich gewordener Gewöhnlichkeit durch *Liliencron* und den *Naturalismus* aufgeschreckt, bereichert und belebt, gelangte dann zu Eigenwilligkeiten, die mit Risse und Traß ihren überzeugenden Höhepunkt erreichten und dann ins Verspielte mündeten. Weinheber setzte Strenge und Form wieder zum Maß. Damit wurde ein Weg beschritten, der entscheidend ist, gleichgültig, ob die Gegenwart es schon merkt oder nicht, oder ob in der Lyrik noch allerlei Erdachtheiten nachzucken. Große Dichter sind Male der Entwicklung. Da sie das Zukünftige vorausspiegeln, mag man, wie der *Expressionismus* die Katastrophen ankündigte, bei Weinheber eine wieder abendländisch geordnete Zukunft vorausgestaltet sehen, die sich in anderen Künsten, etwa in der Bildhauerei, auch verdeutlicht.

Echte Dichtung - und wir haben sie auch heute - schafft sich Stil und Sprache nach dem inneren Gesetz jedes einzelnen Werkes; von gültiger Sprache und wahren Stil darf gesprochen werden, wenn sich Inhalt und Wort decken. Stil und Sprachrang sind nur in der Wahrheit möglich.

*

Vierfach erscheint mir, von hieraus betrachtet, die gegenwärtige, freilich schon seit längerer Zeit spürbare Gefährdung der Sprache durch das gedruckte Wort. Jedesmal handelt es sich um Bestandteile eines Schrifttums, das unter strengem Maß nicht zur Dichtung rechnet, selbst wenn es in die erzählende Gattung fällt.

Zum ersten geht von gewissen Zeitungen und Zeitschriften, die sich mit spritziger Wortleere nicht genutzen können, ein übler Einfluß aus. Es gibt durchaus ernste Presseleute, die Stümper überwiegen; in der Großstadt neigen sie mehr der Dreistigkeit zu, in der Provinz treuherzig dargereichten Verlogenheiten; beider Deutsch ist ohne Tiefe, Kraft und Rang.

Zum zweiten zeigt sich das gewiß lobenswerte Bestreben, nicht in herkömmlicher Weise zu erzählen, bei zahllosen Literaten in einer Gesteiztheit, die jeden Satz möglichst am Schwanz aufzäumt; dabei wird kein Bild klar, kein Gedanke überzeugend; verschwommene Gefühligkeit klebt schon in der Wortwahl. Diese Zuckerbäcker der Sprache, Seelenzärtler voll Salbung und nach nicht vorhandenem Tiefinn angelnden Umstandsmeier ohne Stoff kneten mit dem Öl der eiteln und verbrämten Lüge ihre Wortgebilde oft so geschickt, daß die Leser sich jahrelang blenden lassen. Vertreten solche Erscheinungen noch irgendeine zeitgenehme Tendenz, so sammeln sich Jünger um sie; und in dieser Sonntagsschule wird eine Sprache gelehrt, deren Annatur weithin dringt. Es sei nicht verschwiegen, daß der auffallende Mangel an Wirklichkeitsinn in vielen deutschen Romanen, die sonst durchaus nicht in diesen Zusammenhang zählen, einem schon seit langen Jahren gepflegten Stil sehr ernsthafter Erzähler zuzuschreiben ist, die alle Härten der Handlung durch äußerste Behutsamkeit der Darstellung abschleifen und damit in Gefahr geraten, das Kernige unserer Sprache ebenso zu verlieren wie den Blick für das Leben selbst.

Als ein Gegensatz dazu könnte zum dritten die bloß die Handlung grob nachzeichnende rohe Sprache der Kriminal- und Zeitungsromane aufgefaßt werden, die gelegentlich auch die Verbreitung von Erlebnis- und Zeitbüchern fördert; sie dient der nackten Mitteilung und gleicht der Redeweise des Pöbels mit Halbbildung. Eine verführende Wirkung geht von ihr höchstens auf die Neugier unreifer Köpfe aus.

Zum vierten sei auf eine ungemein anspruchsvolle Sprache hingewiesen, die als Abbild der geistigen Zeitverworrenheit erzählende Literaten und Schriftsteller verschiedenster Gebiete, der Theologie, Kunstgeschichte, Philosophie und vor allem der moralisierenden Gegenwartsbetrachtung kennzeichnet. Es sprechen sie gebildete, oft ungewöhnlich begabte, auch berühmte Verfasser, dazu freilich mancher unfähige Stammler. Alle sind vom Sprachurgrund abgenabelt, doch nicht ohne Gefühl für stilistische Feinschmeckerei. Sie reden einen Jargon, der für uns Heutige gewisse Reize hat, eine Zeit- und Geheimsprache, die in fünfzig Jahren niemand mehr versteht, wie sie ja auch jetzt vom Volk nicht verstanden wird. Daß sogar Schriftsteller, die als Dichter gelten, derart schreiben, offenbart, was oft als Dichtung von den Bewunderern ausgegeben wird. Kein Dichter, der sich nicht zu verewigen suchte in einer dauerhaften Sprache! Hier aber übt sich eine dem augenblicklichen Vorlieben einer Gesellschaftsschicht angepasste Schreibweise, in der niemand spricht. Und zehntausend Bildungsphilister sind gebannt, weil sie alles, was sie nur halb begreifen, für bedeutend halten. In diesem abgezogenen, dünnen Deutsch fehlt die Wechselbeziehung zwischen Sprach-

Seele und eigenem Ich. Das erweist sich schon in der übermäßigen Verwendung von Lehnwörtern, die grundsätzlich auszumerzen unsinnig wäre; aber wen der Geist unserer Sprache führt, der wird sie nur heranziehen, sobald ihm sein Gefühl sagt, daß sie einwurzeln müssen. Ein Blick auf die Fremdwörter der Goethezeit lehrt, wie vergänglich die meisten sind, die doch einmal wie die Orden eines Geheimbundes die Gebildeten geziert haben.

Der Ruhm der deutschen Wissenschaftler war nie ihre Sprache; heute sind sie übertroffen von diesen unwissenschaftlichen Schriftstellern, deren verdrehte, in Nebensätzen übereinandergetürmte, unsinnliche Ausdrucksweise die Klügelei zum Wesen erhebt. Eine aus Latwergen gesottene Alchimie des Denkens gehört dazu, sich so erdenteufelhaft auszudrücken; und tatsächlich fährt in solcher Art nur eine Weltbetrachtung einher, die geisterhaft anmutet, bevölkert von erfaselten Dämonen einer Lebensangst, die nicht groß genug ist, um sich in klaren Bildern zu verdichten.

Was da auch an politischer Abgötterei getrieben wurde und wird, wie sich da religiöser Götzkult regt, Ekel an sich selbst und nationaler Selbsthaß krankhaft krümmen und schließlich in den ausgefallenen Gedanken münden, das Schicksal könne gegängelt werden: es beweist nicht nur das Fehlen des geschichtlichen Sinnes, es ist auch ein aus Demutlosigkeit und Schulmeisterei, aus Mangel an Humor und Überlegenheit gemischtes Treiben. Es zeugt infolgedessen sprachliche Wechselbälge, die nie geboren würden, wenn solche Schriftsteller im deutschen Sprachgefühl lebten; es zeugt keinen Glauben, so viele Werte und Programme auch verkündet werden, sondern nur Geglaubtheiten, also nur Unerlebtes, nur bewußte oder unbewußte Lüge!

Wir haben auch früher solche stets prunkend auftretende Sprachdürre erlebt und überwunden. Das Deutsch der gebildeten Stände im Barock war fürchterlich und gefiel ihnen sicherlich auch. Die Dichter des 18. Jahrhunderts legten dieses Gekröse von Deutsch, Französisch und Lateinisch fort, nicht etwa weil sie zur Mundart zurückgriffen, sondern weil sie ihr Empfinden und Erleben sinnlich, wahrhaft und einfach gestalteten. Schon damals wäre keine Mundart imstande gewesen, schwierige Gedanken und Gefühle so auszudrücken, wie es die Hochsprache vermag. Das gilt für heute noch mehr. Die Klärung kann nur aus dem Hochdeutschen selbst erfolgen, indem man sich auf dessen eingeborene Natürlichkeit besinnt. Eine Seite Hebels ist da wichtiger als manches Buch zeitgenössischer Berühmtheiten, drei Sätze aus Bismarcks Erinnerungen maßgebender als neuzeitliches Theologendeutsch, von Luther nicht zu reden.

Unsere Sprache wird nur dann wieder, das ganze Volk umfassend, zu gültiger Form gelangen, wenn sich die Lüge im Denken, Fühlen und Wort verbraucht hat. Dieser Vorgang ist, gottlob!, schon im Gange. Das Volk glaubt nur noch, was sich selbst bestätigt. Es vergleicht, prüft und wägt. Solche Ernüchterung bestellt auch den Boden sprachlicher Gesundung. Den Ordnungsgebilden der Gegenwart, Staat, Rechtsleben, Hochschulen, Ämtern oder gar Parteien und zum Teil sogar der Kirche fehlt ein die Allgemeinheit voll überzeugendes Ethos.

Aber wir dürfen immer noch an den Sinn des Abendlandes glauben, dessen Stellvertreter das alte Reich war. Eine Verheißung ist außer der Tüchtigkeit und Fähigkeit unseres Volkes dessen Zuversicht, die es unbewußt an den Tag legte, indem es selbst in diesen Jahren nicht verzweifelte. Verzweiflung befällt nur den, der fühlt, daß ihn keine Zukunft mehr emportragen wird. Und glauben dürfen wir an unsere Sprache.

Daß sie sich läutere, ist jedem Geschlecht zur Aufgabe gestellt. Nicht Regeln und Ermahnungen helfen da. Es hilft nur die Wahrheit der Rede. Die Erneuerung der Sprache vollziehen die Dichter, deren wir eine bedeutende Reihe haben. In den Werkstätten der öffentlichen Meinung und im Unterhaltungsbetrieb der Abgeschmacktheiten entbehrt der Dichter des Echos, aber die Hellhörigen sind nicht ausgestorben. Das läßt hoffen!

Die Sprache schuf uns. Als letztes unzerstörtes Gut haben wir sie noch, doch wir können sie verraten. Treue zu ihr verbürgt unsere Wiedergeburt, auch die äußere. Da und dort geschändet, so wie die Blätter eines Baumes der Frost angilbt, ist doch ihr Stamm gesund und endloser Ernten mächtig. Reden wir das Deutsche, wie es dessen Geist verlangt, so führt es uns zum Segen. Darum geben wir uns ihr ganz hin, wahr in jedem Wort, unserer großen Sprache; denn sie ist die Seele unseres Volkes.

Heute und Morgen

Streiflichter über unsere Gegenwartssprache

Vortrag vor der Hauptversammlung von Luz Mackensen.

Ein Mann hatte Leibweh. Er klagte es seiner Frau, und diese entsann sich eines Mittels, das nach altem Bericht in ähnlichen Lagen überraschend geholfen habe. Der Mann schlürfte den Trank und verspürte auch eine gelinde Besserung; aber dann kam das Übel, und nun anscheinend verstärkt, wieder, und man mußte einen Arzt zu Rate ziehen.

Dieser stellte Magengeschwüre als Grund der Beschwerden fest und riet zu einem Eingriff. Wirklich hatte der Mann danach einige Jahre Ruhe. Aber eines Morgens war es ihm, wie schwebend anfangs, dann jedoch durchaus unmißverständlich, so, als bohre an alter Stelle wieder der alte Schmerz. Dem Verstörten meldete der Arzt abermals Magengeschwüre als Ursache seiner Pein.

„Man hat sie mir aber doch schon einmal weggeschnitten,“ murmelte der Mann in beträchtlicher Verzweiflung.

Der Arzt lächelte. „Man hat Ihnen,“ sagte er, „nicht den Grund, sondern die Folge Ihrer Krankheit entfernt. Es gibt da eine gewisse Beziehung zwischen einer Gehirnanhangdrüse und der Nebennierenrinde; diese ist bei Ihnen gestört, und daher stammt alles Unheil. Wirkt jene Verbindung erneut, ist Ihre Heilung vollkommen. Denn nicht die Ausmerzungen der Erscheinung, sondern die Beseitigung des Herdes macht gesund!“